Zeitschrift: Asiatische Studien : Zeitschrift der Schweizerischen Asiengesellschaft = Études asiatiques : revue de la Société Suisse-Asie

Herausgeber: Schweizerische Asiengesellschaft

Band: 49 (1995)

Heft: 3

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Comptes rendues

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BUCHBESPRECHUNGEN/COMPTES RENDUES

HEINZ-EBERHARD SCHMITZ: *Satsumabiwa. Die Laute der Samurai und ihre instrumentalen Spielstücke danpô. Untersuchungen zur Musikkultur Japans.* (Studien zur traditionellen Musik Japans, Band 7/1 und 7/2). Hrsg. von Robert Günther. Kassel u.a.: Bärenreiter Verlag, 1994. Bd. 1: IV, 411 S., Bd. 2: Fotos,Tabellen, Notationen, 213 S.

Die von Robert Günther in Köln herausgegebene Reihe "Studien zur traditionellen Musik Japans" ist das einzige deutschsprachige Publikationsprojekt, in dem umfangreiche Arbeiten über traditionelle japanische Musik veröffentlicht werden. Die Reihe hat in ihrem bisherigen Umfang von sieben Bänden (einige davon sind zusätzlich mit einem Materialband ausgestattet) keine Entsprechung in einer anderen europäischen Sprache. Der letzte Doppelband ist von Heinz-Eberhard Schmitz verfasst, einem in Hamburg tätigen Musiker, der 1990 in Musikwissenschaft und Japanologie dissertierte. Schmitz hielt sich zu Forschungszwecken insgesamt etwa vier Jahre in Japan auf, wo er neben Studien an der Kunstuniversität Tōkyō (Tōkyō Geijutsu Daigaku) sich auf die Forschung des *satsumabiwa*[1] bei dem prominenten Spieler der orthodoxen Schule, Fumon Yoshinori, konzentrierte. Von diesem Meister wurde er in eine Kunst eingeweiht, die leider im heutigen japanischen Musikleben marginal geworden ist. Kämpft schon insgesamt die traditionelle Musikwelt in ihrer ganzen Vielfalt in Japan ums Überleben, so hat das *biwa* unter allen Instrumenten die kleinste Anhängerschaft. Und wiederum ist unter den *biwa*-Spielern die orthodoxe Schule des Meisters Fumon eine einsame Insel. Fumon will nicht zur offiziellen *biwa*-Gesellschaft (*biwagaku kyōkai*) gehören, und er ist nicht Vorsteher einer Schul-Organisation (*ryū*). Er ist ein stolzer Aussenseiter, der viele theoretische Studien betrieben hat und etwas von der Kompromisslosigkeit und Starrköpfigkeit eines Samurai besitzt. Nicht unverständlich, dass sich Schmitz von dieser Persönlichkeit und seiner exklusiven Kunst angezogen fühlte.

Ist *biwa*-Spiel im Prinzip eine Rezitationskunst mit instrumentaler Beglei-

[1] Der Rezensent hat sich im Umgang mit japanischen Fachtermini entschlossen, als grammatisches Geschlecht stets das Neutrum zu wählen, mit Ausnahme jener Begriffe, die im deutschen Sprachgebrauch mit femininem oder maskulinem Genus üblich geworden sind.

tung, so liegt das Gewicht der orthodoxen *satsumabiwa*-Schule stark auf der instrumentalen Seite, was Schmitz dazu bewog, die sogenannten *danpō* (instrumentale Spielstücke) ins Zentrum seiner Studie zu stellen. Auf rund hundert Seiten liefert er im Materialband sorgfältige Transkriptionen des gesamten Repertoires. Da Schmitz selbst Musiker ist und eine beachtliche Karriere als Interpret moderner Musik und als Lehrer von Musiktheorie aufweisen kann, ist seine Fixierung der *biwa*-Instrumentalstücke im westlichen Notenbild sensibel in der Wiedergabe der Tonhöhen und geschmeidig in der grafischen Darstellung des Rhythmus. Überhaupt hat das Buch seine besten Aspekte dort, wo man in der Autorschaft den Musiker herausspürt. Schmitz' Skizze über den Unterschied zwischen westlichem und japanischem Rhythmus-Empfinden hat viele anregende Seiten. Seine technische Erklärung der künstlichen Tontrübung (*sawari*), mit passenden Zeichnungen verdeutlicht, ist gut verständlich. Instruktiv sind auch seine Sonogramme, die das Spezifische des *satsumabiwa*-Klangs akustisch erhellen. Besonders wertvoll aber sind die konkreten Analysen der *danpō*. Hier kann Schmitz im Detail zeigen, was er S. 262 als Zusammenfassung formuliert: "Es gibt charakteristischerweise weder die Tonart noch den Rhythmus, sondern das System besteht gerade in der Vermeidung dieser klaren Verhältnisse." Und er führt den Begriff des "vernetzten Systems" (nach F. Vester) an, "bei dem alles miteinander verbunden ist wie in der Natur selbst." Diese Einsicht im Umgang mit japanischer Musik ist sehr wichtig. Sie sträubt sich gegen das Denken in säuberlich getrennten Parametern wie Rhythmus, Tonhöhe, Dynamik etc., womit viele abendländische Musik analytisch adäquat erfasst werden kann. Nimmt man sich als Musikwissenschaftler die Mühe, die analytischen Beschreibungen der *danpō* nachzulesen und mit den Transkriptionen im Materialband zusammenzubringen, so lernt man viel und lernt Genaues über eine traditionelle japanische Musik. Man kann - selbst ohne Wissen um den realen Klang - das Gefühl eines musikalischen Andersseins gewinnen, das sich aber unserem ästhetischen Zugriff durchaus nicht verschliesst. Solche Detailarbeit, die mühsam zu leisten und mühsam zu lesen ist, ist wichtig für ein echtes Verständnis aussereuropäischer Musik. Forschung dieser Art ist in traditioneller japanischer Musik bis dahin noch viel zu wenig geleistet worden.

Ein Problem allerdings, an dem Schmitz scheitert, ist die Frage, an wen sich seine Arbeit richten soll. Die Studie steht notgedrungen im Kreuzungspunkt zweier Disziplinen: der Japanologie und der Musikologie. In beiden Gebieten sattelfest sind im deutschsprachigen Raum wohl kaum mehr als

zwanzig Akademiker (und - wie man weiss - lesen ja englischsprachige Japanologen und Musikethnologen in der Regel kein Deutsch).

Nimmt sich aber z.B. ein Japanologe mit Interesse an Musik die Mühe, das Kapitel über Tonsystem und Tonleitertheorien zu lesen, so wird ihm mit akustischer Theorie arg viel zugemutet. Er muss sich u.a. mit einer "urjapanischen" Tonleiter auseinandersetzen, die in der Praxis jedoch nie existierte, und er sollte fähig sein, zwei verschieden grosse Halbtöne theoretisch zu verkraften. Hat er sich durch all die Tabellen von Frequenzverhältnissen, von absoluten und relativen Centwerten durchgekämpft, so ist er frustriert, wenn er S. 158 liest: "In der Musik der *satsumabiwa* werden die Halbtonschritte über dem Grundton und der Quinte (...) zum Ort des individuellen Ausdrucks. Es handelt sich bei diesen Halbtonschritten nicht um feste Tonhöhen, sondern um Tonräume, die distanzmässig enger oder weiter genommen werden, je nach Stimmungsgehalt des Stücks." Der Leser wird sich hier fragen, worin die Notwendigkeit bestand, sich mit so viel Musiktheorie zu belasten. Doch er wird dem Autor vermutlich glauben, dass *satsumabiwa*-Spieler einen annähernd expliziten theoretischen Hintergrund hätten. In gewissem Masse besitzt ihn ausschliesslich Fumon, der wohl auch Schmitz zur Tonsystem-Aufarbeitung ermuntert hat, sonst aber kaum ein Spieler in Japan.[2]

Liest andererseits ein Musikwissenschaftler mit einigen Japankenntissen und -interessen das Buch, so wird er mit dem schonungslosen Gebrauch japanischer Termini seine liebe Not haben. Vor allem auch deshalb, weil hier die Sorgfalt, mit der der Autor seine Analysen betreibt, zu einem Ende kommt. Es ist verwirrlich, wenn Schmitz (S. 84f) einmal von "Fukijima Junkai", dann nur von "Junkai", dann wieder bloss von "Fukijima" und plötzlich von "Junkai *sensei*" spricht. Einheitlichkeit ist hier dringlich. Am unnötigsten ist der Ausdruck *"sensei"*, mit dem Schmitz ab und zu auch Fumon betitelt; er ist in einer wissenschaftlichen Abhandlung fehl am Platz. Auch bei andern Eigennamen herrscht Inkonsequenz, etwa bei der Erwähnung des Hügels Ausaka, wo der legendäre *biwa*-Spieler Semimaru tätig war. Wohl gibt Schmitz S. 55 in Anm. 113 verschiedene Lesungen an, braucht dann S. 56 die missverständlichste, nämlich "Osaka", und erwähnt den Ort S. 227 mit einer vorher noch nicht angeführten Lesung. Für einen

[2] Wenn deshalb Schmitz aber alle *biwa*-Spieler, mit wenigen Ausnahmen, als "keine echten Profis" bezeichnet (S. 211), so ist das eine bedenkliche Verkennung japanischen Berufsmusikertums.

Japanologen ist das ärgerlich, für einen Nicht-Japanologen unverständlich. Noch problematischer sind durchwegs beibehaltene falsche Lesungen: Der 5. Ton des pentatonischen Systems wird immer als "ū" bezeichnet, obwohl er nur "u" heisst. (Dasselbe gilt für die *kuchibiwa*-Silbe "u", die auch fälschlicherweise als langes "ū" geschrieben wird.). Ebenfalls wird *jūnigaku* stets als *junigaku* bezeichnet, Kimigayo als Kimigayō (S. 139f, 147), und der oberste Teil des Instruments durchwegs *kairobi* anstatt *kairōbi* etc.[3]

Sowohl Musikwissenschaftler wie Japanologen werden sich aber über die Anzahl der Druckfehler, die stellenweise ein verzeihliches Mass übersteigt, wundern. Es gibt Passagen, wo in elf Zeilen ebensoviele Druckfehler zu zählen sind (ab der letzten Zeile S. 255). Sie bestärken insgesamt den Eindruck der Unsorgfältigkeit, die zunimmt, je weiter sich das Thema vom Zentrum der *danpō*-Analysen entfernt. Schmitz nimmt für sich in Anspruch, über die ganze *biwa*-Geschichte zu informieren. Wer nun zunächst die "Tabelle der Abstammung der *biwa*-Traditionen" (XXIII) zur Hand nimmt, wird wohl nicht klug... Ich würde jedem Adepten der *biwa*-Forschung vom Studium dieser Seite abraten. Die Fotosammlung im Materialband (133 Nummern) ist auf den ersten Blick beeindruckend und durchaus in manchen Exemplaren instruktiv. Doch die Vollständigkeit, die sie vorgibt, ist eigentlich nur beim *satsumabiwa* erreicht. Wie kann man bei der Vorstellung aller *biwa*-Typen in Japan kein einziges Foto bringen, das einen Plektren-Vergleich zuliesse? Nicht einmal zufällig ist auf irgendeinem Bild ein *chikuzenbiwa*-Plektrum zu finden. Wenn zudem nicht alle in Japan existierenden Lautentypen vertreten sind (es fehlen *gekkin* und *genkan* aus dem *minshingaku*[4]), was

[3] Warum dem Autor niemand den *kana*-Gebrauch korrigiert hat, ist nicht einzusehen. Bei der Darstellung der Schlagtechniken (ab S. 201) schreibt er für *kuchibiwa* ständig ein *hiragana* "gi" statt eines *katakana*-Zeichens. Mit solchen *kana*-Wechseln ist in Japan ja oft ein Systemwechsel verbunden (etwa eine Differenzierung zwischen *on*- und *kun*-Lesung eines *kanji*). Der Japanologe macht sich zunächst Gedanken, was hier mit einer singulären *hiragana*-Verwendung gemeint sein könnte. - Viele der handschriftlichen *kanji* sind ebenfalls fehlerhaft (S. 39 木 statt 本 und 大 statt 六. S. 159 朋 statt 明, und im Materialband in verschiedenen Tabellen 千 statt 干). Zudem schreibt der Autor ständig ein *katakana*-"shi" für das Zeichen "tsu".

[4] Schmitz zeigt im Foto Nr. 97 ein chinesisches Instrument, dessen chinesischen Namen er nicht kennt und das er japanisch mit "*genkan* oder *gekkin*" bezeichnet. Auch wenn im China der Sungzeit (960-1126) begrifflich keine Unterscheidung getroffen wurde, so bezeichnen doch seit der Mingzeit (1368-1661) die beiden Namen zwei verschiedene Lautentypen. Das ist auch im *minshingaku*, der japanischen Volksmusik nach chinesischem Vorbild, der Fall.

soll dann ein arabisches Ud, das nichts mit jenem Instrument gemeinsam hat, welches über die Seidenstrasse nach Japan gelangte? Die Auswahl der Fotos ist arbiträr, wie auch die Behandlung vieler historischer und japanologischer Themen im ganzen Buch. Schmitz leugnet z.B. innerhalb der japanischen *biwa*-Kultur - vermutlich der Theorie von Fumon folgend - die Existenz des Instruments *heikebiwa*; es heisst bei ihm *gakukobiwa*. Dies ist aber kein allgemein anerkannter Begriff der japanischen Musikwissenschaft. Der Begriff heisst *kobiwa*, was man mit "Kleines *biwa*" übersetzen kann. Gemeint ist eine kleine Version des *gagakubiwa*, dessen Konstruktion im Prinzip jener des *heikebiwa* entspricht. Doch das Instrument hat Anrecht auf eine eigene Bezeichnung, wenn es ausschliesslich für eine einzige Gattung von Musik (für *heikyoku*) verwendet wird, wenn sich zudem das Plektrum (s. Kritik oben) von jenem des *gagakubiwa* unterscheidet und die Anzahl der Bünde nicht dieselbe ist. Solche Differenzen rechtfertigen längstens die herkömmliche Bezeichnung.

Nun überrascht es nicht mehr, dass die Tabelle XXII der Fret-Positionen des *heikebiwa* sehr kurios ist. Was meint der Autor mit *"heikyokufū"* (als deutsches Äquivalent gibt er "Heike (früher)" an). Und was soll das 6. Fret bei der "Heike (heute)"? Ich kenne kein *heikebiwa* mit einer Fretposition auf der Sexte. Überdies lehnt Schmitz (Fumon folgend) die herkömmliche Theorie ab, die besagt, dass das *satsumabiwa* bei seiner Entstehung vom *heikebiwa* beeinflusst wurde (S. 59). Seine Zweifel an der Beziehung sind aber aus folgenden Gründen nicht überzeugend:

1. Schmitz kann (wie auch die japanische *biwa*-Forschung) nicht ein einziges historisches, *biwa*-relevantes Dokument aus Kyūshū zwischen 1196 und dem späten 16. Jahrhundert vorlegen.

2. Er wäre also auch auf systematische Überlegungen angewiesen. Doch Schmitz scheint weder das Repertoire noch die Theorie des *heikyoku* zu kennen. Sonst wäre ihm z.B. die Verwandtschaft zwischen der *utaidashi*-Struktur und dem Vorspiel zu *sanjū* im *heikyoku* aufgefallen; oder er hätte sich Gedanken darüber gemacht, warum das *satsumabiwa*-Plektrum der Form nach demjenigen des *heikebiwa* näher verwandt ist als dem des *gagakubiwa*.

3. Eine Erklärung wäre notwendig, warum von Hōzan als *kengyō* die Rede ist. Seit Akashi Kakuichi (14. Jahrhundert) - bei Schmitz heisst er fälschlicherweise Akeishi - ist *kengyō* der oberste Rang von *heike*-Spielern in der für Jahrhunderte bestehenden Organisation des *tōdō*. Seltsamerweise erscheint dieser Begriff bei Schmitz nie, sondern nur *shokuyashiki* (was

aber bloss einen Ort bezeichnet). Wenn im Zusammenhang mit *biwa* von *kengyō* die Rede ist, denkt jedermann sofort an *heikebiwa*-Spieler. Das kann bei Hōzan noch nicht der Fall gewesen sein, und so wäre ein Hinweis, dass es sich bei ihm um einen Tempelverwalter (so die ursprüngliche Bedeutung von *kengyō*) handelte, der zufällig auch *biwa* spielte, notwendig gewesen.

4. Es ist kaum denkbar, dass Nisshinsai Ende des 16. Jahrhunderts, als er aus der lokalen *mōsōbiwa*-Tradition ein Rezitationsgenre für Samurai schaffen liess, die höchst angesehene *biwa*-Kunst im Lande nicht kannte oder als irrelevant betrachtete.

Die Kritik an diesen Details ist nicht Nörgelei, sie soll den Leser nur sehr vorsichtig machen. Viel Information ist in dem Band vorhanden; der Aufwand, den der Autor geleistet hat, ist immens. Schade nur, dass ausserhalb des Zentrums - Klang und Spiel des *satsumabiwa* sowie Analyse und Transnotation der *danpō* - zu wenig Sorgfalt und Disziplin herrscht. Zu oft wird eine Theorie nicht konsequent zu Ende gedacht, wird schnell eine japanologische oder historische Information eingeflochten, die aber nicht vollständig ist, und wird ein Jargon gepflegt, der ins journalistische abgleitet, so dass man diese Schrift nur begrenzt für die wissenschaftliche Arbeit benutzen kann.

Silvain Guignard

SEPP LINHART, ERICH PILZ UND REINHARD SIEDER (Hrg.): *Sozialwissenschaftliche Methoden in der Ostasienforschung. Referate eines Workshops am 4. und 5. Juni 1993 in Wien.* Wien: Institut für Japanologie der Universität Wien, 1994. (Beiträge zur Japanologie, Bd. 32). 187 S.

In den letzten Jahren hat sich parallel zur "traditionellen" philologischen und kulturkundlichen Fachtradition in der Sinologie und Japanologie zunehmend ein historisch-sozialwissenschaftliches Spektrum von Fragestellungen, Theorien und Methoden herausgebildet. Dies ist einerseits auf einen endogenen Paradigmenwechsel innerhalb der beiden Wissenschaften zurückzuführen, andrerseits hat, vor dem Hintergrund des weltwirtschaftlichen und weltpolitischenGewichts der Region Ostasien, die sozialwissenschaftliche Beschäftigung mit China und Japan an Bedeutung gewonnen. Um dieser veränderten Interessenlage zu genügen, müssen die Fächer Sinologie und Japanologie entsprechend erweitert und ein Theorie- und Methodenangebot bezüglich angewandter Sozialwissenschaften entwickelt werden.

Damit stellt sich allen sozialwissenschaftlichen Forscherinnen und Forschern mit dem Untersuchungsgegenstand China bzw. Japan das folgende methodologische Problem: Auf welche Weise kann man die in Europa und in den USA ausgebildeten Methoden der empirischen Kultur- und Sozialforschung aus Fächern wie Soziologie, Volkskunde und Ethnologie, Sozialgeschichte, Wirtschaftsgeschichte, Politikwissenschaft oder Sozialpsychologie übernehmen und auf Phänomene in China bzw. in Japan anwenden? Müssen diese Methoden modifiziert und adaptiert werden, und wenn ja, in welchen Punkten soll das mit welchen Abwandlungen geschehen? Oder verhält es sich gar so, dass sich die Anwendung "westlicher Modelle" zur Analyse "östlicher Realitäten" überhaupt verbietet, da durch den inadäquaten (westlichen) Raster ein Sachverhalt gerade erst geschaffen wird, obwohl er in der ursprünglichen Kultur eigentlich gar nicht besteht, bzw. nicht als solcher wahrgenommen wird?

Mit dem Ziel, Antworten auf diese Fragen zu finden, tagte vom 4. bis 5. Juni 1993 eine neunzehnköpfige Projektgruppe an der Universität Wien zum Thema "Sozialwissenschaftliche Methoden in den Ostasienwissenschaften". An dem im wesentlichen auf studentische Initiative hin veranstalteten Workshop nahmen insgesamt zehn Vertreterinnen und Vertreter der sozialwissenschaftlichen Sinologie und Japanologie aus Österreich und Deutschland teil, um in Form von "Werkstattberichten" eigene Erfahrungen insbesondere in Feldforschungs-Projekten darzulegen. Dabei war der Zweck ein doppelter:

Zum ersten mussten die in den Feldforschungen verwendeten Methoden und Konzepte auf ihre theoretische wie praktische Adäquatheit zur Erfassung der "besonderen Verhältnisse" in China oder Japan hinterfragt und über deren Erfolg (oder Misserfolg) Bilanz gehalten werden. Zum zweiten – und darin liegt in seiner Konsequenz das wirklich Innovative dieses Workshops – bestand die erklärte Absicht, aus dem bereichsweisen Ungenügen der vorgestellten Verfahren theoretische und methodische "Desiderata" zu formulieren, die eines Tages als grundlegende Postulate in die Gestaltung von kultur- und sozialwissenschaftlichen Lehrplänen der europäischen Japanologie und Sinologie einfliessen könnten.

Um es vorwegzunehmen: Das sinnvolle, aber hoch gesteckte Ziel, einen Lehrplan für die kultur- und sozialwissenschaftliche Sinologie und Japanologie zu formulieren, wurde nicht erreicht. Trotzdem gelang eine erkenntnisreiche Präsentation exemplarischer Forschungsprojekte mit unterschiedlichsten Konzepten und Analysemethoden in unterschiedlichsten Anwendungen, die nun im hier besprochenen Band 32 der *Beiträge zur Japanologie* in Form von zehn Projektberichten mit ihren Auswertungen und den im Plenum anschliessenden Diskussionen vorliegen.

In den zehn Referaten (drei zu China, fünf zu Japan und zwei mit allgemeiner Fragestellung) werden methodische und praktische Probleme dargelegt, auf die jeder, der kultur- oder sozialwissenschaftlich über China oder Japan arbeitet, früher oder später in irgend einer Form stösst – sei es, chinesische Behörden verlangen, dass ein offizieller "Betreuer" den Forschenden hilft, der tatsächlich aber eine Kontrollfunktion ausübt und die Datenerhebung vor Ort unerwünscht mitsteuert, oder sei es, dass in Leitfadengesprächen mit japanischen Schulkindern immer auch die Mutter danebensitzt und die Kommunikationssituation signifikant beeinflusst.

Da es im Rahmen einer Buchbesprechung nicht möglich ist, auf alle Referate einzugehen, sollen aus den Beiträgen von Peter Ackermann, Bettina Gransow, Thomas Heberer, Ilse Lenz, Mechthild Leutner, Sepp Linhart, Anemone Platz, Wolfgang Seifert, Reinhard Sieder und Brigitte Steger drei zufällig gewählte näher betrachtet werden – ohne Absicht, zu werten oder auszuzeichnen.

Mechthild Leutners Beitrag *Feldforschung in der VR China: Praktische Erfahrungen und methodische Überlegungen einer Sozialhistorikerin* zeigt die methodischen Fragen, die der Versuch aufwirft, den seit dem 19. Jahrhundert bis heute andauernden "Transformationsprozess der chinesischen Gesellschaft von einer agrarisch strukturierten zu einer industriell bestimmten"

in den drei Bereichen *Geburt, Tod* und *Heirat* zu analysieren. Theorie, Methode und erste Fragestellungen wurden aus der laufenden Auseinandersetzung mit der einschlägigen theoretischen Literatur gewonnen und am Beispiel China überprüft. Dabei mussten die Modelle zur Erklärung des *chinesischen* Transformationsprozesses modifiziert werden. Insbesondere die Erfassung der *oral history* bot sich zur Analyse dieses komplexen und vielschichtigen Prozesses an, eine Methode, die in klassischen politik- und geistesgeschichtlichen Untersuchungen bisher nur wenig angewandt wurde. Der geplante "neue Blick" auf – scheinbar – Alltägliches oder für die traditionelle historische Wissenschaft bloss Marginales "verlangte geradezu nach neuen Formen der Datenerhebung und neuen Daten überhaupt", die in dem üblichen vorhandenen Quellenmaterial nicht enthalten waren. So sollte die Studie durch selbst erhobene Daten aus Fragebogen, eigener Beobachtung und Interviews wesentlich ergänzt werden. Vor allem Interviews mit älteren Informantinnen und Informanten boten dabei die Möglichkeit des Vergleichs von früher und heute. Auf diese Art konnte der subjektive Aspekt des Wandels besser herausgearbeitet werden als durch die alleinige Auswertung der "synchronen, statischen Darstellung" im schriftlichen Quellenmaterial. Der zweite Teil des Beitrags befasst sich mit den Mustern, nach denen die Interviews abliefen, und weist auf die spezifischen Schwierigkeiten der Gesprächsführung hin. *Oral history* unter den Bedingungen zu betreiben, wie sie in Europa, in den USA oder in afrikanischen Ländern existieren, sei in China nur schwer möglich wegen des Zusammenpralls der verschiedenen Kulturkreise der Fragenden und der Befragten. Die Gesprächssituation stelle nicht nur eine soziale, sondern darüber hinaus auch eine kulturell-nationale Beziehung dar. So wirke sich die für China postulierte Kollektiv-Kultur, die einen europäischen Gesellschaften eigenen Individualtitätsgrad nicht kenne, direkt auf eine im Vergleich zu europäischen Gesellschaften schwach ausgeprägte Ich-Bezogenheit des Sprechens aus. Dies beeinflusst aber gerade die Datenerhebung anhand von Interviewbefragungen entscheidend.

Auf die Chancen, die in der Anwendung *qualitativer Methoden* der Sozialforschung für Japanstudien liegen, verweist Ilse Lenz in ihrem Beitrag *Problemfelder interkultureller qualitativer Untersuchungen: Ein Erfahrungsbericht*. Aus der Methodendiskussion um quantitative versus qualitative Sozialforschung kann die Zwischenbilanz gezogen werden, dass sich qualitative Methoden vor allem für explorative Untersuchungen (wenn über das Problemfeld noch kaum Erkenntnisse vorliegen) und generell für subjektorientierte Forschungen (die Denkweisen, Deutungsmuster und sinngeleitetes

Handeln von Subjekten im sozialen Zusammenhang untersuchen) eignen. Der Vorteil qualitativer Methoden in der Japanforschung liegt insbesondere darin, dass sie "die Subjekte jenseits der Stereotype sichtbar machen" können. Gerade wenn in den letzten Jahren Kritik an der Stereotypisierung *der* japanischen Kultur und *des* Japaners als eines Gruppenmenschen ohne Individualtität laut wird, vermögen qualitative Untersuchungen die Argumentation zu differenzieren.

Auch in diesem Beitrag wird vertieft auf die *Interviewsituation* und ihre *interkulturellen Besonderheiten* eingegangen. Dabei ergibt sich für Lenz aus dem unterschiedlichen kulturellen Hintergrund von Fragenden und Befragten sowohl ein Problem wie auch eine Chance: Problematisch wirkt sich in Japan insbesondere die Logik des *uchi* (das Innen) und *soto* (das Draussen) aus. Ähnlich wie bei den Interview-Erfahrungen von Leutner in China, äussern sich auch in Japan die Befragten offenbar nicht allein als unabhängige Individuen, sondern auch als Angehörige einer Gruppe oder Organisation, konkret z.B. ihres Haushalts, Betriebs oder ihrer Gewerkschaft. Die Aussendarstellung entsprechend der Norm eines "normalen Erscheinungsbildes" zu wahren scheint den Befragten wichtig zu sein und schränkt in der Folge gewisse intime Informationsbereiche derart ein, dass sie auch mit qualitativen Interviews nur noch schwer erhoben werden können. Andrerseits eröffnet sich paradoxerweise aber auch eine Chance, wenn die Befragten die fremde Forscherin als eine neutrale Person betrachten, die nicht nur von der Gruppe der Befragten, sondern auch von deren Verbindungen in der japanischen Gesellschaft getrennt erscheint: Unter dieser Voraussetzung werden mitunter Aussagen gemacht, die gegenüber japanischen Kolleginnen und Kollegen nicht gewagt würden.

Reinhard Sieders Beitrag – der letzte vor der leider nur kurzen Schlussdiskussion – ist ein Beispiel für die *allgemeine* Thematisierung der sozialwissenschaftlichen Feldforschung in fremden Kulturen. Sieder gelingt es, verschiedene im Verlauf des Workshops zur Sprache gekommene Problembereiche aus der Praxis auf eine *grundlegende theoretische Problematik* zurückzuführen: Ausländische Forscherinnen und Forscher sind in China oder Japan mit der Notwendigkeit einer "zweifachen ‹Übersetzungsarbeit›" konfrontiert, nämlich zum einen mit der Übersetzung der praktischen Ordnungen im jeweils untersuchten sozialen Feld in die Ordnungen der (auf fremden kulturellen Voraussetzungen gewachsenen) Theorie, und zum anderen mit der Übersetzung der fremden Kulturen in die jeweilige Kultur und Sprache der Forschenden. Diese übersetzen die vor Ort beobachteten Praktiken und

Ordnungen grundsätzlich in ihre Wissenschaftssprache und deren analytische Begriffe und Kategorien. Wichtig ist, dass diese Begriffe und Kategorien "wenigstens teilweise im Akt der Beobachtung schon immer präsent" sind. Es handelt sich also um das bekannte erkenntnistheoretische Problem, dass ohne einen eigenen Wahrnehmungsraster die Umwelt gar nicht beobachtet werden könnte. Bei Feldforschungen in einer stark differierenden Kultur entsteht dadurch die Situation, dass die fremden Beobachtenden mitunter Dinge erkennen können (oder zu erkennen vermeinen), welche die Vertreter der beobachteten Kultur tatsächlich ganz anders wahrnehmen. Der Wahrnehmungsrahmen, so Sieder, steuert und bestimmt das Was und Wie der Einfügung des Beobachteten in die eigenen mitgebrachten Ordnungen und Vorstellungen, und er bestimmt auch die Phänomene, die nicht eingeordnet werden können und dadurch gar nicht wahrgenommen werden.

Danach formuliert Sieder *drei Regeln* für die sozialwissenschaftliche Feldforschung innerhalb der Japanologie und der Sinologie mit dem Ziel, die Differenz zwischen der theoretischen Beschreibung in den Kategorien der eigenen Wissenschaftssprache und den Praktiken und Systemen des beobachteten Landes möglichst einzugrenzen. Der ersten Regel zufolge müssen fremde Praktiken "grundsätzlich über die Äusserungen und Darbietungen der fremden Akteure erschlossen werden." Das heisst, es muss eine hermeneutische Leistung in der Ausdeutung der beobachteten Phänomene erbracht werden, um der tatsächlichen Lebenswelt der Akteure möglichst nahe zu kommen. Im Anschluss an Jürgen Habermas nennt Sieder dies das Prinzip der *Kommunikativität*. Die zweite Regel gründet auf dem Umstand, dass eine oftmals suggerierte "zweite Sozialisation" in der fremden Kultur, die die Beobachtenden zu "Quasi-Einheimischen" werden liesse, illusorisch ist. Jene Symmetrie der Kommunikation, die dem Alltag der Einheimischen eigen ist, kann niemals restlos hergestellt werden – schon gar nicht in zeitlich befristeten Forschungsaufenthalten. Dies hat für die Methodologie des Gespräches mit den Fremden zur Folge, dass idealerweise Forscherinnen und Forscher möglichst wenig auf Thema, Ablauf und Intensität der Gespräche Einfluss nehmen sollten. Dieses Prinzip nennt Sieder das der *Offenheit*. Die dritte Regel - die sogenannte *methodische Dokumentation und Analyse* - bezieht sich auf die nötige Disziplin ("methodische Selbstkontrolle"), die bei der Bearbeitung der gesammelten Daten nach der Rückkehr in die eigene (Wissenschafts-)Kultur gewahrt werden muss. Denn nichts liege in dem Moment näher, als die erlebte Distanz zum Fremden endlich aufzugeben und die gesammelten Daten der eigenen kulturspezifischen Logik einfach zu

subsumieren. Genau das Gegenteil sei zu verlangen: Anthropologische Hermeneutik werde immer auch – nach einem Wort von James A. Boon – "eine Hermeneutik der Differenz und des Unterschiedes" sein. Es genügt nicht, sich bei der Datenaufnahme nur auf sein Gedächtnis zu verlassen, da dies durch den eigenen Wahrnehmungsrahmen verfälscht sein kann. Insbesonders Gespräche müssen daher genau und möglichst "objektiv" dokumentiert werden.

Im zweiten Teil seines Beitrages geht Sieder dann noch detailliert auf das *narrative Interview* und seine verschiedenen Phasen ein, eine Form der Befragung, die die "offenkundigen Nachteile standardisierter oder halbstandardisierter Befragungen" mit besserem Ergebnis vermeiden könne. Hier kann nicht weiter darauf eingegangen werden; aber es sei angemerkt, dass damit ein anschauliches Beispiel methodischen Vorgehens in der Praxis vorliegt.

Anhand der drei Beiträge mag die Vielfalt der zehn "Werkstattberichte" ersichtlich geworden sein. Bösartig könnte man von einer wirren Heterogenität sprechen; sachgerechter und kooperativer von einer *Auswahl praktisch angewandter sozialwissenschaftlicher Methoden* in der deutschsprachigen Sinologie und Japanologie. Ist der Band auch kein ausgefeilter methodologischer Behelf, der auf jahrzehntelanger Erfahrung gründen müsste, können doch wertvolle Anregungen und Warnungen für die eigene sozialwissenschaftliche (Feld-)Forschung herausgelesen werden. Die öffentliche Diskussion sozialwissenschaftlicher Methoden in der Ostasienforschung hat mit dem Wiener Workshop eben erst begonnen, so dass es vermessen wäre, eine solche allgemeingültige Fibel für sozialwissenschaftliche Sinologie und Japanologie zu verlangen. Dadurch haben solche "Werkstattberichte" ja gerade auch ihre Berechtigung: Wer mit dem Ausarbeiten eigener *research designs* und dem Vorbereiten von (Feld-)Forschungsaufenthalten beschäftigt ist, hat wohl mehr von direkten Einblicken in die Forschungspraxis anderer als von abstrakten und praktisch kaum verwertbaren Verallgemeinerungen.

Es wäre erfreulich, wenn die Wiener Initiative zu den sozialwissenschaftlichen Methoden in den Ostasienwissenschaften dazu führte, daß die angerissenen Fragen von der Methodenproblematik bis hin zur Gestaltung von sozialwissenschaftlichen Lehrplänen bald einmal weiterdiskutiert werden. Mit dem vorliegenden Band liegt eine gute, ausbaufähige Ausgangsbasis vor, die man für alle weiteren Schritte in diese Richtung nicht übersehen darf.

Adriano Maranta

Ochikubo monogatari. Die Geschichte der ehrenwerten Ochikubo. Übersetzt von Christoph Langemann u. Verena Werner. Nachwort von Ch. Langemann. Zürich: Manesse Verlag, 1994. 366 S. mit 10 Farbtafeln.

Die aus der Mitte der Heian-Zeit stammende Geschichte der ehrenwerten Ochikubo[1] liegt im handlichen Format der Manesse Bibliothek der Weltliteratur erstmals ins Deutsche übersetzt vor.[2] In drei Teile gegliedert - Liebesgeschichte, Rache und "never ending happy end" - liest sich die Übersetzung allgemein fliessend.

Die auch im Winter dünn gekleidete Stieftochter Ochikubo (ihr Name bedeudet tiefstgelegener Raum) muss im entferntesten und tiefstgelegenen Raum des Hauses für die Familienmitglieder prächtige Kleider und Staatsroben färben, fälteln und nähen. Ihr Vater, der seiner zweiten Frau absolut hörig ist, bemitleidet Ochikubo. Allein ihre treue und gewitzte Dienerin, die über die adlige Herkunft Ochikubos unterrichtet ist, hält zu ihr und wünscht ihr einen ebenbürtigen Partner. Der von den Stieftöchtern begehrte junge Michiyori aus bester Familie erfährt durch seinen Diener von den tragischen Umständen der Ochikubo und sucht sie heimlich auf. Ganz im geheimen wird ihre eheliche Verbindung vollzogen. Die Stiefmutter, Kita no kata, entdeckt Ochikubo mit Michiyori bei der Näharbeit und lässt Ochikubo darauf einschliessen. Bevor die Stiefmutter sie aber an ihren greisen Onkel verkuppeln kann, wird sie von Michiyori entführt.

Die Geschichte selber ist strukturell ähnlich mit dem europäischen Aschenputtel. Einen Vergleich zwischen zwei Märchen aus ganz verschiedenen Kulturen zu ziehen mag seinen Reiz haben. Dennoch fragt man sich dabei, ob es sinnvoll ist, die mythische Konstellation böse Stiefmutter - liebe Stieftochter - erlösender Edelmann wiederholt zu betrachten, statt vielmehr die kulturell bedingten Unterschiede der Geschichten hervorzuheben.

Ochikubo ist nicht wie Aschenputtel zur Küchenmagd degradiert. Das Nähen, einerseits mühsam, verlangt von ihr andererseits Sinn für Farben

[1] Das *Ochikubo monogatari* ist weder datiert, noch kennt man seinen Autor. Die Meinungen tendieren dahin, es im 10. Jahrhundert und früher als Murasaki Shikibu's *Genji monogatari* anzusetzen.

[2] Die erste Übersetzung bewerkstelligte 1934 Wilfried Whitehouse: *Ochikubo monotgatari: or the Tale of the Lady Ochikubo. A tenth century Japanese novel*; Kegan Paul & Co, London. Dreissig Jahre später gab er zusammen mit Eizo Yanagisawa die zweite revidierte Version seiner Übersetzung bei Hokuseido Press, Tōkyō, 1965, heraus. Diese wurde aufgenommen in die Japanese Series der UNESCO Sammlung, Peter Owen, London, 1970. Eine russische Übersetzung erschien 1962 von V. Markova.

und Geschicklichkeit. Der Titel lässt Ochikubo als Protagonistin der Geschichte vermuten, sie ist aber passiv und introvertiert. In der Tat ist es Michiyori, der agiert. Aschenbrödel dagegen macht sich hübsch und geht selber zum Prinzenball. (Anfang der europäischen Frauenemanzipation?) Damit wird aber auch schon das glückliche Ende des Märchens von Aschenputtel eingeläutet.

Die japanische Version geht nun über die Entführung aus der Macht der Stiefmutter hinaus: Michiyori rächt sich ausgiebigst an der Kita no kata, seinem Schwiegervater und den Stiefschwiegerschwestern. Er demütigt und ruiniert sie. Der Leser liest mit Schadenfreude gespannt mit.

Dann folgt die spürbare Nahtstelle zwischen dem dritten und dem vierten Buch. Die Neugierde verblasst, es entsteht kein neuer Plot. Das glückliche Ende wird ausführlichst geschildert. Der ideale Gatte und kluge Beamte in höchster Position zeigt sich zum Schluss von seiner barmherzigsten Seite. Auf Bitten der pietätvollen Ochikubo vergibt Michiyori seinen bestraften Schwiegereltern und überhäuft sie mit prunkvollen Geschenken, aufwendigen Gedenkfeiern und religiösen Zeremonien. Schliesslich tritt er gar von seiner Stelle zurück, um sie seinem sterbenskranken Schwiegervater zu vermachen. Ob Michiyori nach konfuzianischer Moral oder buddhistischen Glaubensvorstellungen derart handelt, bedürfte einer genaueren Untersuchung.

Am Meisterwerk *Genji monogatari*, locus classicus des *Ochikubo monogatari*, wird offen oder unterschwellig alles gemessen, was in jener Zeit in Japan geschrieben wurde.[3] Deshalb vermisse ich im Nachwort den Bezug zum *Genji monogatari*, insbesondere da es im gleichen Verlag von Oskar Benl in zwei Bänden übersetzt wurde.

Meines Erachtens fehlt auch ein Absatz über die Sprache, in der das *Ochikubo monogatari* festgehalten ist, damit die sprachlichen, zeitlichen und "ethnologischen" Schwierigkeiten bei der Umsetzung in die deutsche Sprache deutlich würden.

Der neue Trend der japanischen Philologie, sich kritisch mit den über-

[3] Donald Keene meint, das *Ochikubo monogatari* unterliege dem *Genji monogatari*, da es weder poetische Prosa noch einen lyrischen Geist und stilistisches Raffinement besitze. Im Gegensatz zu Langemanns Vorstellung, handelt es sich nicht um eine leichtfertige Äusserung, die Keene da wagt, denn er befasste sich intensiv mit dem Ochikubo monogatari. (*Seeds in the heart. Japanese literature from earliest times to the late 16th century*; New York, 1993, S. 446-451.) Earl Miner kann beim Betrachten des *Ochikubo monogatari* kaum glauben, dass es nach dem *Genji monogatari* entstanden sein sollte. Für ihn ist es keine profunde Geschichte. (*The Princeton Companion to Classical Japanese Literature*; 1985, S. 212.)

lieferten Versionen auseinanderzusetzen, ist auch für die ausserjapanische Japanologie förderlich. In der kritischen Ausgabe, *Shin Nihon koten bungaku taikei*, die Verena Werner und Christoph Langemann zusätzlich zur *Nihon koten bungaku taikei (NKBT 13)* herbeigezogen haben, werden die korrupten Stellen neu mehrfach gedeutet. Es verwundert also nicht, dass die früheren Übersetzer, die nur eine Leseart als Vorlage hatten, grosszügig und einschlägig interpretiert haben.

Ein paar Beispiele sollen zum Schluss einen Einblick in die Schwierigkeiten der Übersetzertätigkeit geben:

kaki idaki fushinu. (S. 95)[4]

Then he took her in his arm and carried her to bed. (p. 71)[5]

Dann schloss er die Onnagimi in seine Arme, und sie legten sich hin. (S. 81)[6]

Die Idee einer Bettstelle aufzubringen, indem man "carried her to bed", statt einfach "sleep", "lie down" oder "to rest" schreibt, erweckt beim Leser ein falsches Bild der japanischen Schlafszene. Zudem ist der Mann der aktive und die Frau Objekt. Dem Leser wird im Englischen ein europäischer Blickwinkel vorgesetzt.

Ein weiteres Problem scheint, die Interpretation von Pronomina zu sein:

kometaramu hodoni, otokowa omoi wasurenan. (S. 96)

When she is kept closely confined, she will forget this lover. (p. 71)

Wenn die Ochikubo no kimi eingeschlossen war, würde jener Mann seine Liebe sicher vergessen. (S. 82)

Wer vergisst hier wen? Im Japanischen ist Ochikubo wie im Englischen nicht namentlich sondern als Pronomen erwähnt. Im Deutschen wird sie bei ihrem pejorativen Namen, Ochikubo no kimi, genannt. Vielleicht wurde es zufällig, vielleicht absichtlich gemacht. Die Boshaftigkeit der Kita no kata, Ochikubo minderwertig zu behandeln, indem sie sie erneut beim beleidigenden Namen nennt, wird dadurch jedenfalls akzentuiert. Mit "otoko" ist jedoch klar ein Mann, Michiyori, und nicht "she", Ochikubo, gemeint. Der Unterschied ist bedeutend. Im Verliess hinge Ochikubo dem Michiyori bestimmt in Gedanken bis zur Aufzehrung nach, wie die Vorgeschichte ihren Charakter schildert. Ob sie ihn vergessen würde oder nicht, wäre

[4] cf. NKBT (13).

[5] cf. Fussnote 2, Whitehouse, 1962.

[6] Ch. Langemann und V. Werner, 1994.

nicht von grosser Tragweite. Eingesperrt wäre sie ohne Beziehungsnetz und unfähig, Freier zu mobilisieren, die sich um sie bemühten. Wichtig dagegen ist, dass Michiyori sie vergisst. Kümmerte er sich in aller Öffentlichkeit um Ochikubo, würfe dies ein schlechtes Licht auf Kita no kata und entzöge ihr in der Folge die beste Schneiderin. Vergässe er sie aber, fände er sofort eine neue Frau, da ihn die ganze Damenwelt kennt und verehrt.

Die grammatischen Zeiten sind zusätzlich ein Hindernis: Sie korrekt zu übersetzen, bedeutet, sie in der Zielsprache logisch übereinzustimmen zu lassen. In der englischen Übersetzung wird der ganze Absatz in der direkten Rede (Gedanken) gehalten und liest sich dadurch sehr flüssig. Ein aufmerksamer Leser strauchelt dagegen bei der deutschen Version und fragt sich, ob die Tempora nur gerade an der einen Stelle oder im ganzen Absatz nicht stimmen.[7]

Eine andere Stilfrage stellt sich beim Vergleich der beiden folgenden Übersetzungen:

> *mukaite o orase, itotsuki nagenaru monokara, kokoro shirai no yōi sugite, ito sakashiranari.* (S. 94)
>
> He looked extremely foolish doing it, for his actions were very clumsy; he was certainly going too far in his efforts to be kind to her. (p. 69)
>
> Weil der Shōshō diese Tätigkeit keineswegs beherrschte, gab er sich übertrieben Mühe, tat dabei aber so, als wisse er Bescheid. (S. 79)

Die englische Version erzählt mehr als im Japanischen steht. Der Übersetzer ist Vermittler und erklärt die Situation. Der deutsche Leser dagegen erhält zwar eine korrekt übersetzte Aussage, die in ihrer Inhaltslosigkeit aber redundant bleibt und heutzutage umständlich und manieriert klingt. Man weiss nicht, was der Shōshō tatsächlich macht. Trotzdem ist in diesem und den vorangehenden Fällen die einfache, wörtliche Übersetzung die beste - also die, vor der die Übersetzer sich so sehr fürchten. Verena Werner und Christoph Langemann haben durch Disziplin und Genauigkeit Nähe zum Original geschaffen, allerdings für unerfahrene Leser die Begleitvorstellung und die sachlichen Erklärungen in den Fussnoten manchmal etwas zu kurz gehalten. Die deutsche Übersetzung bootet jedoch die englische aus und bietet sowohl dem Laien als auch dem Spezialisten Interessantes beim Lesen.

Claudia Fritz

[7] Ein Futurum exactum verlangt ein Futurum. Steht der Konditional, bieten sich drei Möglichkeiten an, wovon die einleuchtendste wohl die folgende wäre: Wenn sie eingeschlossen würde, vergässe er seine Liebe.

FUJIMORI SEIKICHI: *Watanabe Kazan*. Roman. Aus dem Japanischen übersetzt von Kōnami Hirao. München: iudicium verlag, 1995. 440 S., 24 Abb.

"Der Mann, der nicht klatschte" - Die knapp zwei Seiten lange Geschichte stammt von Fujimori Seikichi.[1] Der politische Gehalt ist metaphorisch ausgedrückt. Schauplatz ist ein Gerichtssaal.Die Anklage richtet sich gegen Polizeimassnahmen am 1. Mai. Dem leidenschaftlichen, mutigen Kläger wird vom Publikum mehr als einmal Beifall geklatscht, nur ein einziger klatscht nicht. Ist dies ein Spion? überlegt sich der Erzähler. Da, beim nächsten Applaus, hebt der Mann spontan den Arm bis zur Brust, lässt ihn aber gleich wieder auf die Knie fallen. Ein Arm ohne Hand. Blitzartig hört der Erzähler einen dröhnenden Motor, sieht die Maschine, die Finger und Hand zerquetscht. - Die prägnante Szene signalisiert zweierlei, einerseits die Situation des ungeschützten einfachen Arbeiters und andererseits die politische und literarische Epoche der zwanziger Jahre.

Fujimori Seikichi, geboren 1898, gehört zu den Vertretern der proletarischen Literatur. Er war der Sohn eines Grosshändlers, studierte 1912-1916 deutsches Recht und Germanistik in Tōkyō und war gleichzeitig schriftstellerisch tätig. Der aus bürgerlichen Kreisen stammende wandte sich schon bald dem Sozialismus zu, arbeitete selber eine Zeitlang in einer Fabrik. Im Jahre 1927 ist er Mitbegründer der Arbeiter- und Bauernkünstler-Liga, und 1928 nach der ersten Verhaftungswelle wird er Vorsitzender der stark von kommunistischem Gedankengut bestimmten Alljapanischen Liga für proletarische Kunst. Von 1930-1932 hält sich Fujimori in Berlin auf und reist zwischendurch in die UdSSR. Bei der Rückkehr nach Japan wird er wegen seiner Kontakte zur kommunistischen Partei verhaftet und mehrere Monate eingekerkert. Die proletarische Autorenliga löst sich 1934 auf, da ihre Mitglieder entweder im Gefängnis sind oder Schreibverbot haben. Die Militärdiktatur zensuriert bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs den Literaturbetrieb.

Fujimori Seikichi ist wie viele seiner Kollegen in einer Zwangslage. Nur verschlüsselt kann Eigenes noch ausgedrückt werden. Fujimori wendet sich der Historie zu. Sein Blick fällt auf die vorletzte Jahrhundertwende, er

[1] In: *Träume aus zehn Nächten*. Japanische Erzählungen des 20. Jahrhunderts. Zürcher Reihe - Japanische Literatur. Hrsg. von E. Klopfenstein. Zürich: Theseus Verlag, 1992. S. 174-175.

betrachtet sie aus der Perspektive der dreissiger Jahre. In der Gestalt von Watanabe Kazan, dem Helden des Romans, sieht Fujimori einen entfernten geistigen Verwandten; explizit sagt er dazu jedoch nichts aus. Dem Leser obliegt es, Angedeutetes, genau wie in der zitierten Kurzgeschichte, zu ergänzen. In Watanabe Kazans und in Fujimori Seikichis Lebenslauf gibt es parallele Grundpfeiler. Beide stehen im Widerspruch zur Staatsmacht; der eine geht daran durch Selbstmord zugrunde, der andere kämpft hinter vorgehaltenem Schutzschild, dem historischen Roman, weiter. Das Regime zu Beginn des 19. Jahrhunderts und die zweieinhalb Dekaden vor der Mitte unseres Jahrhunderts sind gekennzeichnet von einem ebenso engstirnigen wie hochmütigen Nationalismus, gegen den sich die Intellektuellen dieser und jener Zeit auflehnten.

Fujimori stützt sich auf vielseitiges dokumentarisches Material. Die subjektive Gewichtung der Fakten erklärt sich aus den schicksalsbedingten Gemeinsamkeiten von Autor und Romanheld, aber gerade dadurch gewinnt das Werk an Unmittelbarkeit und Lebendigkeit. Die Gerichtsszenen beispielsweise erinnern ans Kabuki-Theater. Dialoge, Dispute, schlagfertig hin und her. Argumente werden vorgebracht, die über die Zeitgebundenheit hinausweisen. Eine Lektüre jedoch, die sich ausschliesslich auf intendierte Parallelitäten ausrichtet, liegt nicht in der Absicht des Autors und sie vermöchte auch der historischen Figur nicht gerecht zu werden. Fujimori hat aufgrund eingehender Studien ein gültiges Zeitbild geschaffen mit Watanabe Kazan im Zentrum, der Beamter und Gelehrter, Maler und Dichter war.

Watanabe Kazan, mit dem Rufnamen Noboru, wurde 1793 als ältestes Kind einer Samuraifamilie im Territorium von Tahara geboren. Der Vater beschäftigte sich neben seinen Amtspflichten beziehungsweise Lehenspflichten intensiv mit den konfuzianischen Klassikern. Der Sohn wird es ihm später gleichtun. Ungeachtet der angesehenen Position war die materielle Lage der Watanabefamilie karg. Noboru (Fujimori wählte anstelle des üblichen Künstlernamens Kazan den Rufnamen) wird als Neunjähriger Page des Lehenserben; später rückt er sukzessive in höhere Chargen auf, mit vierzig Jahren nimmt er als Lehensältester den höchsten Posten ein. Es ist die normale Laufbahn des Erstgeborenen einer Samuraifamilie im Dienste eines Daimyō, eines Landesfürsten, in der feudalistischen Tokugawa-Epoche (1600-1868). Getreu seiner konfuzianischen Erziehung erfüllte Watanabe die öffentlichen Aufgaben pflichtbewusst; sie wurden ihm zwar mehr und mehr zur Last, und er reichte zweimal ein Rücktrittsgesuch ein, ohne

Erfolg. Seine Neigungen und sein Wissensdurst lagen von Jugend an auf musischem und intellektuellem Gebiet. Er ist denn auch zu seiner Zeit vor allem als Künstler bewundert worden; seine Gelehrtentätigkeit hingegen war nur im kleinen Kreise Gleichgesinnter bekannt. Selbst in der modernen japanischen Geschichtsschreibung wird er erst seit dem Ersten Weltkrieg als fortschrittlicher Wissenschaftler, Politiker, Moralphilosoph und Dichter beachtet.

Fujimori Seikichi, politisch engagierter Schriftsteller, versucht darzustellen, wie organisch die unterschiedlichen Interessen in diesem Menschen zusammenwachsen. Der Autor, der in erster Linie Literat und nicht Historiker ist, richtet sein Augenmerk wieder und wieder auf den Maler Watanabe Kazan. Diese Perspektive erweist sich beim Einblick in die Tagebücher Noborus und in die zahlreichen Schriften sowohl von Noboru wie von seinen gelehrten Freunden und Malerkollegen nicht nur als sehr ergiebig, sondern sie kommt der kreativen Natur dieses Mannes am nächsten.

Watanabe selbst vergleicht die Organisation des Staates mit der Komposition eines Bildes. In seinem Entlassungsgesuch (1838) an den Fürsten schreibt er: "In der Malerei ist das Wichtigste die Konzentration auf den Entwurf. [...] Wie entflammt auch der Geist für einen Gegenstand sein mag, kommt es doch zu keinem Bild, wenn sich die Hand nicht nach der inneren Vorstellung bewegt. Auch die Hand allein ist nicht genug. Man muss über alle Glieder frei verfügen können, und ein gutes Bild entsteht erst dann, wenn einem zumute ist, als ob das Bild dem Innern entströmte. [...] Man muss sich die Verhältnisse in der Politik ähnlich denken wie in der Malerei. So dürfte sich auch aus den Erfahrungen in der Malerei Nutzen ziehen lassen für die Regierungsgeschäfte. Ohne dass jemand mit ganzem Leib und ganzer Seele auf ein Ziel konzentriert ist, kann von Malerei, von guter Staatsführung keine Rede sein. Durch Zufall könnte vielleicht ausnahmsweise etwas Leidliches entstehen, aber nicht auf die Dauer. Das wäre, als wollte man gleichzeitig liegen und stehen."

Watanabe hat ein ideales Konzept für die Reorganisation des Staates. Über die Realisation diskutiert er in der Shōshikai, einer u. a. von ihm angeregten losen Vereinigung von Intellektuellen auf dem Gebiet der westlichen Wissenschaften, der sogenannten Yōgaku. Moderne demokratische, ja sozialistische Ideen kommen da zur Sprache wie etwa diese: Alle Clans seien aufzuheben und das Land stattdessen in Kreise und Präfekturen aufzuteilen. Der Boden des ganzen Landes sollte, in sechs Provinzen aufgeteilt, staatseigen sein und Heer und Marine müssten je unter einem einzigen Amt

geführt werden. - Eine Utopie angesichts des starren, schon über zweihundert Jahre währenden Feudalsystems. Watanabe charakterisiert diese seine Zeit in bildhaft-literarischer Sprache: "Alle Beamten sind als solche in ihr Amt geboren, und das Land ist einem grossen Kasten vergleichbar; die Daimyō regieren ihren kleinen Kasten,und darin gibt es jeweils noch die Scheidewände der Vasallen. Die lebendige Welt wird von dieser toten Einteilung beherrscht, was man auch aus den unzähligen Gesetzessammlungen und den Sammlungen von Präzedenzfällen ersehen kann. [...] Wenn man alle die grossen Kästen und Schränke zerbräche! [...] Dann wäre diese stickige Luft auf einmal wie weggeblasen."

Watanabe zweifelt allerdings daran, dass Japan fähig ist, das Land aus eigenen Kräften zu modernisieren, es braucht dazu den Anstoss und die Vergleichsmöglichkeiten mit westlichen Systemen. Aus diesem Grunde und nicht nur aus reinem Wissensdurst studiert er die politischen Verhältnisse in Amerika und in Europa; sogar über die jüngsten Veränderungen in Frankreich seit dem Sturz Napoleons ist er informiert und ebenso über den Untergang Polens. Die abendländischen Staatsgebilde erscheinen ihm und der westlich orientierten Gelehrtenschaft in lebendiger, zukunftsoffener Bewegung. Watanabe hat jedoch, trotz scharfer Gegenwartskritik, nicht den radikalen Umsturz im Sinn. Er ist Konfuzianer und achtet das Loyalitätsprinzip, das einer Menschengemeinschaft den moralischen Halt gibt. Modernes europäisches Gedankengut soll daher in den konfuzianischen Rahmen integriert werden. Es ist allein die Sorge um das Land, die ihn zu extremen, ja polemischen Ausfällen verleitet. Diese werden ihm später zum Verhängnis.

Tradition und Moderne zu assimilieren, das ist auch das Anliegen seiner Malerei. Aus dem Jahre 1838 stammt ein grosses Gemälde mit dem Titel "Dichterversammlung der Tsung-Zeit". Sechzehn chinesische Dichter, jeder in der tradierten charakteristischen Haltung, finden sich zum gemeinsamen Disput. Es sind nicht wie meist in dieser Bildgattung idealisierte Porträtgestalten. Die markigen, scharfen, individuellen Gesichtszüge drücken eher Unmut, Unruhe aus. Der Autor Fujimori Seikichi sieht in diesem Bilde die Illustration der geheimen Mitgliederzusammenkünfte der Shōshikai. An diesen Gelehrtentreffen referierten Ärzte, Mathematiker, Philosophen, Wirtschafts- und Agrarpolitiker über ihre westlichen Studien und über deren Nutzen für Japan.

Aus dem Bildgegenstand der "Dichterversammlung der Tsung-Zeit" ist noch anderes herauszulesen, nämlich das lebendig gebliebene Bewusstsein

vom Modellhaften chinesischer Kultur. Schon früh hat Watanabe Malerei und Kalligraphie unter das Motto gestellt: "Wer ein Gemälde malt, aus dem man nichts von chinesischer Weisheit und Literatur herausfinden kann, der sollte besser Ukiyoe-Maler werden." Das heisst nicht, dass er in der Praxis ausschliesslich rückwärtsgewandte Tendenzen verfolgt, sondern er sucht, seine Kenntnisse des europäischen, speziell niederländischen Realismus in sein eigenes künstlerisches Schaffen einzufügen.

Watanabe Kazan war Maler und Dichter, Gelehrter und Politiker in einer Person; dem Uomo universale der italienischen Renaissance recht ähnlich. Unter den schriftlichen Zeugnissen, die seine innen- und aussenpolitischen Ansichten dokumentieren, ist das 1839 verfasste *Shinkiron* besonders erwähnenswert. Zu übersetzen wäre der Titel mit "Warnung vor der Trägheit". Es ist ein vergleichender Zustandsbericht der damaligen Verhältnisse in Ost und West. Da ist einerseits der vitale, wirtschaftliche Expansionsdrang von Amerika und Europa und andererseits die starrköpfige Abkapselung Nippons. Teils sachlich, theoretisch, teils dichterisch anschaulich deckt Watanabe die Gegensätze auf, und weist auf das ungleiche Kräftepotential hin. Regimekritik ist unvermeidlich, und Formulierungen wie die folgende werden auch als solche verstanden: "Wer sich über die westlichen Länder keine Klarheit verschafft, gleicht einem Blinden, der sich einen Elefanten vorstellen möchte: Dessen Schwanz hält er schon für das ganze Tier. Und wollte er es, nur den Schwanz streichelnd, mit Worten beschreiben, wo blieben dann Rüssel und Stosszähne?" - Das *Shinkiron* bildete zusammen mit anderen Belegen den Grund für Watanabes zweijährige Gefängnishaft und anschliessende Verbannung.

In der strikten Isolation im abgelegenen Küstengebiet von Tahara gelang es ihm, trotz strengster Bewachung, den brieflichen Kontakt mit den Freunden aufrechtzuerhalten. Nicht wenige aus der Gelehrtenrunde waren allerdings gleich ihm der Verhaftungswelle von 1839 zum Opfer gefallen. Sie waren entweder zum Tode verurteilt worden oder hatten Selbstmord begangen. In der gesammelten Korrespondenz aus dieser letzten Zeit finden sich auch chinesische Gedichte Watanabes im Stile der Sung-Ära. Eines beispielsweise beginnt mit: "Ringsum nur Laute in Schlaf versunkener Menschen. / Indessen wandle ich, der Gefangene, träumend / über die kalten Rauchschleier der Nacht; / durchmesse tausend Meilen / ohne auch nur jemandem zu begegnen." Und ein anderes endet mit den Versen: "Wende den Kopf ich zurück in die Welt, / kann ich die staubgleich nichtigen / Beamtenschnüre nur verlachen."

Fujimori zitiert im Roman diese Gedichte nicht, hingegen schildert er eindrücklich den Bildzyklus, den Watanabe als sein Meisterwerk schaffen wollte. Das Thema: Die Not des den Naturkatastrophen ausgesetzten Volkes und der Unverstand, die Nachlässigkeit der Regierung angesichts dieses Elends. Die bildmässige Vorstellung basiere, schreibt Fujimori, auf einer Kopie der fünf Katastrophen-Bilder des sungzeitlichen Malers Qin Zhong, die er einst bei einem Daimyō gesehen habe. Watanabe besass zudem sein Skizzenbuch aus den Krisen- und Hungerjahren in Japan 1836/37. Er gab sein Werk ausdrücklich als Nachahmung der "Fünf Katastrophen" von Qin Zhong aus. Es schien ihm weniger riskant, die Kritik an der Regierung in der Bildsprache zu äussern als in einem Aufsatz. Figuren und Landschaft malte er in chinesischer Manier. Das über dreissig Meter lange Rollbild mit etwa zwanzig Figurenszenen trägt den Titel "Die fünf Leiden der Sung-Ära".

Watanbe blieb in seinem musischen Schaffen der ostasiatischen, chinesisch-japanischen Kultur treu und gleichermassen blieb er es in seinen ethischen Prinzipien. Als 1841 wegen unbegründeter Gerüchte eine neue Anklage gegen ihn erhoben wird, fürchtet er, eine nochmalige Gerichtsverhandlung könnte auch seinem Lehensfürst schaden, und er beschliesst aus konfuzianischem Ehr- und Pflichtgefühl, sein Leben zu beenden. Er schlitzt sich nach dem Kodex der Samurai den Bauch auf und stösst sich danach das Kurzschwert durch den Hals. - Eindrücklicher jedoch als diese Schlussszene der Lebensgeschichte ist eine späte Pinselzeichnung: ein altes Pferd, gemalt mit abgenutztem Pinsel. Dazu der Kommentar: "Die Rippen konnte man an ihm zählen, der Hüftknochen war spitz, die spärliche Mähne verwirrt, die vier Beine wirkten wie verdorrte Äste. Ein abgemagerter, heruntergekommener Gaul, der mit entblössten Zähnen nach rückwärts wieherte." - Seit der Tang-Zeit ist der alte ausgediente Gaul Sinnbild für den in Ungnade gefallenen und in die Verbannung geschickten Beamten.

Die metaphorische Sprache in der Malerei, in der Dichtung, in den intellektuellen und politischen Texten von Watanabe Kazan hat den Schriftsteller des 20. Jahrhunderts, Fujimori Seikichi, zur anschaulichen Verflechtung von Epochenbild und individueller Lebensgeschichte inspiriert.

Elise Guignard

ADAM T. KESSLER: *Empires Beyond the Great Wall. The Heritage of Genghis Khan*. Natural History Museum of Los Angeles County, Los Angeles, 1993. 176 pp., index, illustrations.

Does an exhibition catalogue merit a review?

There is no denying that lavishly illustrated catalogues with brief comments need no book review, and sink into oblivion as soon as the exhibition is over. Some, however, might well become bestsellers if a) the objects are completely new to the public and if (more rarely) b) the text is outstandingly good and presents new insights into the subject.

The time-consuming preparations for the exhibition do not permit any research writing to be done, for the objects have to be gathered from all over the world, pictures have to be taken and their description has to be corrected and completed. A catalogue of archaeological discoveries should have literary explanations and a historical framework for the findings.

Empires Beyond the Great Wall. The Heritage of Genghis Khan, published in conjunction with the travelling exhibition "Genghis Khan: Treasures from Inner Mongolia" runs from March 1994 to September 1995, through Los Angeles, New York City, Nashville and Victoria; it merits a review for the way it presents for the first time a large number of objects coming from different museums in China, mainly from the Inner Mongolia Museum of China in Huhehaote. Every excavated artifact presents a valuable contribution towards putting together again the pieces in the jigsaw puzzle of history of the peoples beyond the Great Wall. The exhibition and the catalogue as a whole encourage and promote the development of archaeological work and field exploration to enable us to acquire more detailed facts of the largely oral and lost tradition of these peoples, overshadowed by the dominant Chinese culture.

Chapter 1 starts with the discoveries of human skulls, stone tools and the climatic change of the pleistocene: The origins of Ordos man, the transition from its agricultural society to a pastoral one, occurred much earlier than the construction of the various parts of the Great Wall.

The Great Wall separates different peoples and their different policies. In the introduction, the director of the Archaeological Research Institute of the Inner Mongolia Museum, Zhao Fangzhi, insists on presenting the Chinese view. He refers to the relics from Inner Mongolia as the possessions of China. As more sites are discovered, more facts will show that the territory

beyond the Great Wall (sawai) historically does not belong to the Chinese (hanzu) at all. The Chinese of the People's Republic are suspected of seeking in archaeology a political justification for always having been entitled to the ownership of the territories beyond the Great Wall.

The evidence of autonomous cultures beyond the Great Wall is presented in the book on several occasions but not always interpreted on those lines. The origins and uses of golden headdresses and belt ornaments of the rich and powerful Hu people are described in the accounts of king Wuling of Zhao during the Warring States era (403 -221 BC) (pp. 49-55). Their fame spread as far as China!

The Han gave many gifts and tributes to the Xiongnu to appease them. The concubine Wang Zhaojun was one such gift (33 BC), and however reluctantly she left, there is no doubt that she must have found the Xiongnu culture very attractive when she saw such beautifully inlaid earrings in the Xiongnu style[1] (p. 62).

The winged horse and the human-like bears were the favourite designs of the Xianbei up to the 6th century (chap. 3).

200 Qidan (9 - 13 cent.) cities have been uncovered since 1949. In a burial site one of the largest Qidan gold-guilded bronze funerary masks was found in Inner Mongolia in 1985 (chap. 4). It is the figurehead of the book. The Khitans believed in shamanism and later also in Buddhism.[2] The two door guardians with clubs in their hands can be traced back to the bodyguard of Siva (p. 114). They are found as early as the latter half of the fifth century in the sculptures of Yungang grottoes in Shanxi.[3]

The uncovering of Xixia kiln sites revealed many Southern pieces of china, classically Chinese in shape and proportion. In fact the china was made by indigenous experts in ceramics who wanted to compete with the high quality of Song ceramics (chap. 5). The book ends with objects of well-preserved ancient settlements, cities, burial sites of the Mongol era (chap. 6).

1 "The influence of Chinese culture among the Xiongnu ..." (p. 55).

2 "There is no doubt that the Qidan were profoundly influenced by the funerary practices of central China." One wonders wether it was perhaps te other way round?

3 Another example of the influence of Chinese funerary habits on the Qidan are the wooden doors to a burial chamber ... painted on one side of these pieces are the traditional door guardians Shenlu and Yulu" (p. 108). Their origin can be traced back to the Yaksha demons in Brahmanism. Shenlu and Yulu are the sinizised Heng and Ha!

From the way in which the idea of the impact of Chinese culture on the peoples beyond the Great Wall is pursued in such depth, the book could be entitled: *China beyond the Great Wall.*

As regards the technical aspects of the book: The small map at the beginning of every chapter is helpful, as is the very short historical introduction. The lay-out is remarkably good. The book does not have Chinese characters.[4] A lot of pinyin-words are useless if there is no glossary. Looking at the lengthy bibliography of Chinese journals and books, one can see that this is the serious work of a sinologist. Nevertheless one cannot help feeling that when it comes to the terms for relais-stations or the Yam network in China (p. 16),[5] he should have consulted the works of Sechin Jagchid[6], Song Lian[7] or the German scholar Walter Heissig[8] as well as the Princeton work *China under Mongol Rule*[9]?

Claudia Fritz

4 What is probably meant by "xumizuo" is the Sumeru mountain, a metaphor for the teaching chair in Buddhism (p.110). A minor mistake is the misspelling of angali instead of añjali mudra (p.107).

5 Olbricht, Peter: *Das Postwesen in China unter der Mongolenherrschaft im 13. und 14. Jahrhundert*; Göttinger Forschungen, Bd. 1, Wiesbaden, 1954.

6 Jagchid, Sechin & Jay Van Symons: *Beiya youmu minzu zhongyuan nongye minzu jian de heping, zhanzheng yu maoyi zhi guanxi* (Peace, war, and trade along the Great Wall: Nomadic - Chinese interaction through two millennia); Zhengzhong shuju, Taipei, 1972.

7 Song, Lian (et. al.): *Yuan shi* [Die Geschichte der Yuan-Dynastie (1206-1368)]; 210 Bde., 1369; rep. Bona, Taipei, 1967.

8 Heissig, Walter: *Die Mongolen. Ein Volk sucht seine Geschichte*; Econ, Düsseldorf, 1964.
Heissig, Walter und C. Müller: *Die Mongolen*; Pinguin, 1989.

9 Langlois, J. jr.: *China under Mongol-Rule*; Princeton University Press, Princeton, 1981.

STUART KIRBY: *Japan and East Asia: Documentary Analyses 1921-1945*. London: Tauris Academic Studies, Tauris Publishers, 1995. 202 pp.

Der Autor hat sich mit diesem Buch das Ziel gesteckt, "neues Material zur Geschichte Ostasiens von der Zeit nach dem 1. Weltkrieg bis Ende des 2. Weltkriegs" vorzustellen (1)[1]. Fündig wurde er in der Schweizerischen Landesbibliothek in Bern, wo er aus den zahlreichen Berichten der diplomatischen Vertreter der Schweiz in Tōkyō eine "strikte Auswahl" (31) getroffen und längere Passagen entweder vollständig ins Englische übersetzt oder in eigenen Worten subsumiert hat. Zusätzlich verfasste er überleitende Texte, die den Verlauf der japanischen und asiatischen Geschichte skizzieren. Auf diese Weise ist eine chronologische Darstellung der Geschichte Japans von 1920 bis 1945 entstanden.

Titel, Vorwort wie auch Einordnung des Werks in die Schriftenreihe "Tauris Academic Studies" wecken beim Leser insgesamt hohe Erwartungen; um so herber ist die Enttäuschung schon nach den ersten Seiten. Um es gleich vorwegzunehmen: dieses Buch enthält keine wissenschaftliche Analyse von Quellentexten für ein Fachpublikum. Dazu hätte eine gründliche Auseinandersetzung des Autors mit der reichen Sekundärliteratur in westlichen Sprachen sowie in Japanisch erfolgen müssen. Der Autor hat diese Arbeit jedoch nicht geleistet, was schon aus der Tatsache, dass eine Bibliographie fehlt, zu ersehen ist.

Den Leser erwartet vielmehr eine saloppe Nacherzählung der Geschichte Ostasiens zwischen 1920 und 1945 im Zeitraffer. Der Autor lässt sich von den Berichten der Diplomaten zur Wiedergabe eigener Gedanken und zu zuweilen recht irrelevanter Zusatzinformation inspirieren. Der Hinweis, politisch motivierte Morde seien im alten Japan üblich gewesen (73), suggeriert, Japan sei in dieser Hinsicht aussergewöhnlich, und trägt so nur dazu bei, bestehende Vorurteile zu zementieren. Die Charakterisierung der Haltung der Japaner als geprägt von "Pragmatismus in äusseren Dingen und Fatalismus im Inneren" (75) ist abgedroschen; die "holländischen Wissenschaften" *(rangaku)* als "oberflächliches Wissen" *(a smattering of science)* (50) und die Häusernumerierung in Japan als "seltsame Praxis" (75) zu apostrophieren, schlichtweg schnoddrig. Und was soll man zur Belehrung, Hirohito sei als "Sheero-shto" auszusprechen (76), sagen?

[1] Seitenzahlen in Klammern

Dem Leser wäre mit gründlich recherchierten Fussnoten besser gedient gewesen als mit den beliebigen Einwürfen des Autors. Im Zusammenhang mit der Darstellung der Debatte um eine Senkung der Steuerlimite im Rahmen des Zensuswahlrechts wäre ein Vergleich mit dem damaligen Lohnniveau aufschlussreicher gewesen als die Bemerkung, es handle sich dabei um eine "für die damalige Zeit bedeutende Summe" (92). (Schwerer wiegt hier allerdings die Tatsache, dass die Zahlen im Bericht des Botschafters nicht stimmen: bereits das Hara-Kabinett hatte die Steuerlimite im Jahr 1920 auf drei Yen gesenkt, womit 1925 schon 5,5% oder ungefähr drei Millionen Männer über 25 Jahren das aktive Wahlrecht besassen. Vgl. dazu *Shūgi'in gi'in senkyohō*, in *Kokushi Daijiten* 7:260). Der Leser hätte durch Fussnoten auch mehr über "Mr Bryner", einen Unternehmer schweizerischer Abstammung in Sibirien, erfahren, nachdem ein Eintrag im Index immerhin auf die "Bryner family" verweist (übrigens auf p. 16, nicht, wie im Index angegeben, auf p. 15). Oder dass es sich bei der "ermordeten Familie von Sozialisten" (77) unmittelbar nach dem Kantō-Erdbeben um die prominenten Anarchisten Ōsugi Sakae und Itō Naoe sowie einen Neffen handelte.

Was den Inhalt der Berichte anbelangt, muss zumindest aufgrund des vorliegenden Bandes ihre Tauglichkeit als Quellenmaterial bezweifelt werden. Sicher besitzen einige Passagen zumindest anekdotischen Wert, so etwa, wenn offizielle Stellen gegenüber dem Schweizer Botschafter die Existenz der *genrō* (50) oder den Attentatsversuch gegen den Kronprinzen zu verheimlichen suchen (76). Interessant auch die Wiedergabe eines Gespräches zur Lage in der Mandschurei mit Vertretern der Hochfinanz, die dem Schweizer Botschafter versichern, sie seien von den Militärs in dieses abscheuliche Abenteuer verwickelt worden. Als Patrioten müssten sie diese jetzt unterstützen; sei das Problem aber einmal gelöst, würden sie mit ihnen abrechnen (Übersetzung H.R.) (121).

Information jedoch, die neues Licht auf wichtige Ereignisse der Vergangenheit werfen würde, sucht der Leser vergebens. Weder erfahren wir etwas zur Ermordung von Chang Tso-Lin im Jahre 1928 (108) noch zur Konsolidierung des japanischen Einflusses auf dem Kontinent im Jahre 1933 (125-6). Auch zur Gründung von Mandschukuo mit Kaiser Pu-yi als japanischer Marionette schweigen die Berichte aus Tōkyō, obwohl der Autor beteuert, der Schweizer Botschafter habe fleissig rapportiert (128). Zum Jahr 1944 erfahren wir, dass eine gewöhnliche Schweizer Uhr in Tōkyō nun bereits ganze 1000 Yen koste (178), zu den Atombombenabwürfen

über Hiroshima und Nagasaki hingegen einzig, dass sich keine Schweizer unter den Opfern befunden hätten (186). Bestrebt, die Schreiben aus Tōkyō dennoch als bedeutende Quellen für die Geschichtsforschung darzustellen, erkennt der Autor darin manchmal mehr, als in Wirklichkeit vorhanden ist. So meint er einmal: "Die obige Schilderung hat die brutale Misshandlung von in Tōkyō wohnhaften Koreanern und Chinesen während des Erdbebens erwähnt" (67). Gerade dies tut der präsentierte Ausschnitt aus der Feder des Schweizer Botschafters jedoch nicht, ist dort doch vielmehr die offizielle japanische Version, "die gefangengenommenen Chinesen und Koreaner seien mit ihrem Essen und ihrer Behandlung sehr zufrieden", zu finden (66).

Der bescheidene Informationswert der Schreiben aus Tōkyō muss auch dem Autor zuweilen aufgefallen sein, denn er vertröstet den Leser immer wieder auf das folgende der manchmal nur gerade zweiseitigen Kapitel. Vielleicht wäre die Enttäuschung des Lesers nicht so gross, würde seine Erwartung zudem nicht immer wieder mit vollmundigen Ankündigungen gesteigert. Das beginnt schon im Vorwort, wo der Autor verspricht, in seiner Darstellung nicht weniger als "das gesamte Gebiet vom arktischen Sibirien bis zu den tropischen Gewässern nördlich von Australien, vom Mittelpazifik bis zum Indischen Subkontinent" (1) zu berücksichtigen. Für 1930 stellt er "neue, nicht bereits erhältliche" Information (116) in Aussicht; was folgt, ist jedoch nur eine Schilderung der Verständigungsprobleme des Botschafters im japanischen Alltag. In der Einführung zum 3. Teil, "Triumph und Katastrophe", sollen uns einzigartige Informationen aus erster Hand erwarten, dies deshalb, weil die Schweizer Beamten als beinahe einzige im "Nervenzentrum Tōkyō" normalen, wenn auch eingeschränkten Zugang zu den "Korridoren der Macht" gehabt haben sollen (pp.151-2). Aus dem Schreiben des Schweizer Botschafters vom 30. Juni 1943 erfahren wir hingegen, seine Informationsquellen seien "tatsächlich wenig ergiebig" (171). Warum hat dann der Autor seine Ankündigungen wichtiger Information nicht nachträglich gemässigt? Vielleicht deshalb, weil - wie er es uns gleich selbst erklärt - "Null-Information manchmal höchst aufschlussreich sein kann" (171)? Wenn dann der Autor als ehemaliger Kriegsteilnehmer und langjähriger Resident in Japan schliesslich noch zum besten gibt, wie er oder Familienangehörige beinahe zu Augenzeugen eines geschichtsträchtigen Ereignisses geworden wären, verkommt das Buch vollends zur Plauderei vor dem Kaminfeuer. Was nützt es dem Leser zu vernehmen, dass der Vater des Autors sich zum Zeitpunkt des Mordes an der koreanischen

Königsfamilie in Seoul aufgehalten (100) oder dass der Autor anlässlich des Putsches vom 26. Februar 1936 in Tōkyō durch das Bahnfenster einen Rauchpilz über einer von Putschisten besetzten Kaserne beobachtet habe (134).

Ein weiteres Problem dieses Werkes ist die undeutliche Trennung von Zitat und Kommentar. Zum einen gibt der Autor längere Passagen in geraffter Form wieder (z.B. p. 72) und vermischt diese Zusammenfassungen wiederum mit eigenen Äusserungen. Zum anderen wird der Übergang von Quellentext zu Kommentar typographisch nicht immer kenntlich gemacht (105), oder die Anmerkungen des Autors werden nicht mit dessen Initialen gekennzeichnet. So kann der Leser nie sicher sein, wessen Kommentar er gerade liest. Der Aussage des Botschafters, die Kriegsverbrechen in Nanking hätten allgemeines Entsetzen ausgelöst, folgt in Klammern der Einschub "ausser bei den Japanern, die nichts davon erfuhren" (142). Als Anmerkung des Botschafters wäre dies für den Historiker wertvoll, als Kommentar des Autors hingegen belanglos.

Aus dem wenig aussagekräftigen Material lassen sich denn auch die weitreichenden Schlussfolgerungen im letzten Kapitel in keiner Weise ableiten. So beteuert er zwar, die Schweiz habe in Japan bei der Betreuung von Kriegsgefangenen, Internierten und anderen vom Krieg Betroffenen eine äusserst aktive Rolle gespielt (189). Davon ist in den Quellentexten nie die Rede. Weiter meint er, die Verschwörungstheorie, wonach Japan die Ausweitung seines Territoriums seit dem 19. Jahrhundert geplant habe, würde durch seine Analyse der Dokumente nicht bestätigt; die historische Entwicklung des modernen Japan müsse vielmehr als "lange andauernder Zusammenprall zwischen fortschrittlichen und traditionalistischen Kräften" (189) gesehen werden. Die hier geäusserte Schlussfolgerung des Autors lässt sich durchaus vertreten, kann jedoch kaum aus dem vorgelegten Material hergeleitet werden, berichten die Schweizer Diplomaten doch weder über die heftigen staatsrechtlichen Debatten zur Stellung des Kaisers in der Verfassung (Minobe Tatsukichi) noch über den Streit um die Aussagekraft der frühen japanischen Geschichtsschreibung (Tsuda Sōkichi) - beides Paradebeispiele für den Zusammenprall von fortschrittlichen und konservativen Kreisen. Gerade diese Ausklammerung sozialer, wirtschaftlicher und philosophischer Entwicklungen ist jedoch mit einer der Hauptgründe, warum Verschwörungstheorien überhaupt Fuss fassen können. Das Buch endet schliesslich mit einer flamboyanten Rechtfertigung des Atombombenabwurfs auf Hiroshima und Nagasaki: es seien damit jene Städte zerstört

worden, deren Bevölkerung an der Aufrechterhaltung der Kriegsanstrengungen Japans massgeblich beteiligt gewesen seien (190). Auch diese "Analyse" des Autors kann sich auf keinen Bericht aus der Schweizer Botschaft abstützen.

Das Vorhaben des Autors, das Geschehen in Ostasien, vor allem das Ringen der Grossmächte um Einfluss in China aus neutraler Sicht nachzuzeichnen, ist sicherlich begrüssenswert. Der Autor wäre jedoch wahrscheinlich besser beraten gewesen, die diplomatischen Berichte vollständig oder aber in Auszügen ins Englische zu übersetzen und diese dann ohne überleitende selbstverfasste Texte zu publizieren. Der Leser hätte dann selbst beurteilen können, was für seine Zwecke brauchbar ist. Bei einer auszugsweisen Publikation hätte eine Einengung auf eine bestimmte Fragestellung zudem die Möglichkeit eröffnet, den Standpunkt der neutralen Schweiz demjenigen der im Machtkampf in China direkt involvierten Grossmächte gegenüberzustellen. So hätte vielleicht zumindest die zunehmende Entfremdung zwischen Japan und der westlichen Welt im Laufe der dreissiger Jahre dokumentiert werden können. Diese Chance wurde jedoch vertan - wieso hat niemand den Autor darauf aufmerksam gemacht?

Druckfehler: falsch: Kawakimi, richtig: Kawakami (59), falsch: Moringa, richtig: Morinaga (66).

Heinrich Reinfried